

Unverkäufliche Leseprobe



Arnold Esch

Historische Landschaften Italiens

Wanderungen zwischen Venedig und Syrakus

2025. 456 S., mit 75 Abbildungen

ISBN 978-3-406-82255-1

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/36974650>

C·H·Beck

PAPERBACK

Ob auf den Spuren der letzten Bewohner von Ostia, auf der Suche nach der Sibylle im Zauberberg des Apennin oder auf Streifzügen zu Wasser durch die Lagunenlandschaft Venetiens – Arnold Esch taucht auf seinen Wanderungen quer durch die vielfältigen Landschaften Italiens tief in die Geschichte des Landes ein. Der Autor versteht es meisterhaft, den Wandel der Landschaft von der Vergangenheit in die Gegenwart nachzuvollziehen, und nimmt uns mit auf eine faszinierende Reise in oftmals unbekannte Gegenden.

Arnold Esch ist Professor em. für Mittelalterliche Geschichte und war Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Er ist Mitglied der Accademia dei Lincei, der Päpstlichen Akademie für Archäologie, der Bayerischen und der Göttinger Akademie der Wissenschaften. 2011 erhielt er den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa. Bei C.H.Beck ist zuletzt von ihm erschienen: *Die Via Salaria* (2022).

Arnold Esch

HISTORISCHE
LANDSCHAFTEN
ITALIENS

Wanderungen zwischen
Venedig und Syrakus

C.H.Beck

Mit 75 Abbildungen

Die erste Auflage erschien zuerst 2018
in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.

2. Auflage. 2018

3. Auflage. 2019

1., erweiterte Auflage in C.H.Beck Paperback. 2025

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Alessio Baldovinetti, Geburt Christi (1460–1462),

Ausschnitt. Florenz, SS. Annunziata, Chiostrino

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82255 1



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

für Doris

Inhaltsverzeichnis

| | |
|----------------------|----|
| Einführung | II |
|----------------------|----|

LANDSCHAFT IN IHRER ZEIT

| | |
|--|-----|
| I. Wie Ruinenlandschaft entsteht. Die letzten Bewohner von Ostia | 15 |
| II. Landschaft des frühen Mittelalters. Zwischen den alten Landkirchen des südlichen Umbrien | 41 |
| III. Venedig vor Venedig. Ein Streifzug durch die Lagunenlandschaft Venetiens | 58 |
| IV. Die Stadtlandschaft des mittelalterlichen Rom. Wandel und Auflösung des Siedlungsgewebes innerhalb der antiken Stadtmauern | 82 |
| V. Fremde Landschaft und vertraute Landschaft in Reiseberichten des späten Mittelalters | 98 |
| VI. Landschaft der Frührenaissance. Auf Ausflug mit Pius II. | 112 |
| VII. Zur Identifizierung gemalter italienischer Landschaft des 18. und 19. Jahrhunderts | 130 |
| VIII. Italien-Wahrnehmung im 19. Jahrhundert. Ferdinand Gregorovius, <i>Wanderjahre in Italien</i> | 153 |
| IX. Landschaft und Zeitgeschichte. Die ‹Thermopylen Italiens› in literarischer und militärischer Wahrnehmung | 172 |

LANDSCHAFTEN ITALIENS

| | | |
|-------|--|-----|
| X. | Auf der Via Francigena von Lucca zum Arno | 187 |
| XI. | Im oberen Tibertal. Kulturlandschaft zwischen Toskana, Umbrien, Marken, Romagna | 206 |
| XII. | Die Sibylle, Tannhäuser und Pilatus. Der Zauberberg in den Monti Sibillini zwischen Latium, Umbrien, den Marken | 213 |
| XIII. | In den Schluchtwegen des südlichen Etrurien | 222 |
| XIV. | Klein wie ein Dorf und doch eine Stadt. Mugnano in Teverina | 233 |
| XV. | Die Wasser des Aniene. Nero und der Hl. Benedikt in der Berglandschaft von Subiaco | 245 |
| XVI. | Auf den Spuren der Transhumanz im Molise. Die historischen Wege des Viehtriebs zwischen Apulien und den Abruzzen | 255 |
| XVII. | Ummauerte Landschaft. Das Gelände von Syrakus als historischer Schauplatz | 264 |

ANTIKE IN DER LANDSCHAFT

| | | |
|--------|---|-----|
| XVIII. | Landschaft mit römischer Straße | 277 |
| XIX. | Archäologie aus dem Archiv. Antike Monumente in frühmittelalterlichen Grenzbeschreibungen um Rom. | 292 |
| XX. | Unausgegrabene Amphitheater als Bestandteil der Landschaft | 305 |
| XXI. | Landschaft mit Aquädukten. Zwischen Tivoli und Palestrina | 320 |
| XXII. | Landschaft römisch vermessen. Spuren der Zenturiation im Gelände | 338 |
| XXIII. | Römische Meeresvillen und Küstenstraßen im südlichen Latium | 356 |

| | |
|---|-----|
| XXIV. Alle Wege führen nach Rom: | |
| letzte ländliche Straßenstationen vor Rom | 38I |
| XXV. Dantes italienische Landschaften | 399 |

ANHANG

| | |
|-----------------------------|-----|
| Literaturhinweise | 417 |
| Bildnachweis | 443 |
| Personenregister | 445 |
| Ortsregister | 45I |

Einführung

Die folgenden Beobachtungen sind das Ergebnis von Wanderungen vieler italienischer Jahre. Sie wollen kein Reiseführer zu Landschaftsidyllen sein, sondern der Versuch, Natur und Geschichte – die in diesem Land beide ihre höchste Steigerung erfahren haben – in ihrem innigen Zusammenhang zu sehen. In einem ersten Teil erscheint italienische Landschaft im Durchgang durch die historische Zeit: Wandel des Landschaftsbildes und Wandel der Wahrnehmung von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Ein zweiter Teil betrachtet italienische Landschaft in ihrer unvergleichlichen Vielfalt als historischen Raum. Endlich Antike in der Landschaft: römische Monumente, soweit sie vollkommen in der Landschaft aufgegangen sind.

Man erwarte keine systematische Abhandlung von historischen Abläufen, Stadtgeschichten, antiken Monumenten: Von Geschichte wird nur die Rede sein, soweit sie vor Augen ist. Wieviel Gegenwart – samt Zersiedlung und Verwahrlosung – in historischer Landschaft enthalten ist, wird einem in Italien überall entgegentreten. Sechs der 21 Landschaftsbilder sind zuvor in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (Geisteswissenschaften) erschienen und für diesen Rahmen überarbeitet worden.

Unser Vorhaben erfordert, nicht nur den Gesamteindruck einer Landschaft zu erfassen, sondern auch Details in den Blick zu nehmen, präzise einzubeziehen und zu belegen. Die folgenden Beobachtungen werden in freier Landschaft zu entlegenen Punkten führen, deren Position und Zugänglichkeit oft nur über ihre Koordinaten zu vermitteln ist. In Text oder Anmerkungen angegeben, kann man sie dann mit dem Smartphone und einer Karten-App im Gelände ansteuern.

Zu den Freuden solcher Wanderungen gehört immer auch die Begegnung mit den Menschen in ihrer Landschaft. Wer aufgegebene Stra-

ßen, verfallene Aquädukte oder die alten Trassen des Viehtriebs im Gelände verfolgt, wird zwangsläufig mit anderen Menschen – oder: mit Menschen anders – in Berührung kommen als der Reisende von der Fahrstraße aus. Das lebendige Gespräch, der währenddessen bei-läufig aus dem Boden gestochene und ohne Aufhebens überreichte Salatkopf, die aus dem Weinlaub gegriffene Traube, der freie ruhige Blick auf den Fremden: auch das ist, noch heute, Italien.

Ein Buch, das im Gelände entstand, ist vielen zu Dank verpflichtet. Ich danke allen, die uns in der Landschaft begrüßt, bewirtet, mit- einbezogen haben. Ich danke den Freunden und Kollegen, die Feld- forschung auch in entlegener Gegend auf sich nehmen und scheinbar Unansehnliches zum Leben bringen. Ich danke den Mitarbeitern und Stipendiaten des römischen Instituts und den Teilnehmern der Rom- Kurse für Aufmerksamkeit und Ausdauer auf unseren Exkursionen rings um Rom. Ich danke Detlef Felken für sein frühes und verständ- nisvolles Interesse an diesem Vorhaben. Vor allem aber danke ich mei- ner Frau: keine Wanderung ohne ihre Begleitung, ihren Anteil, ihre Ermutigung. So sei das Buch ihr gewidmet.

Rom, im Herbst 2017

Arnold Esch

LANDSCHAFT
IN IHRER ZEIT

I



Wie Ruinenlandschaft entsteht

Die letzten Bewohner von Ostia

Antike Ruinen gehören zum Landschaftsbild Italiens, ganze Ruinenlandschaften sind immer wieder beschrieben, gemalt, beichtet worden. Der elegischen Stimmung, die davon ausgeht, kann man sich schwer entziehen. Aber der Historiker sollte, bevor er sich solcher Stimmung hingibt, erst einmal die menschlichen Schicksale ins Bewußtsein bringen, die mit jedem Verfall einhergehen. So soll hier nicht Ruinenlandschaft beschrieben werden, sondern wie – im weiten Niemandsland zwischen Antike und Mittelalter – Ruinenlandschaft *entsteht*.

Dazu sollte man zunächst einmal den elementaren Vorgang baulichen Verfalls vor Augen haben. Um eine Vorstellung zu gewinnen, wie ein verlassenes Gebäude in der Landschaft ohne menschliches Zutun allmählich zerfällt, braucht man nur ein und dasselbe verlassene Casale viele Jahre lang in seinem natürlichen Verfall regelmäßig zu beobachten (wie ich es an zwei *casali* in der römischen Campagna über Jahre verfolgt habe). Ist erst einmal ein Teil des schützenden Daches eingebrochen, bricht bald auch der erste Tragbalken und schüttet den Dachboden ins Erdgeschoß. Noch läßt sich Verwertbares aus den Trümmern bergen. Pflanzen, die sich in den Fugen einnisten, bewirken zunächst noch nicht viel. Aber wenn dann ein im Innern wachsender Baum den Rest des Daches abhebt und eine Gebäudeecke auseinanderdrängt, findet die Mauer keinen Halt mehr, oder Halt nur noch in dem ansteigenden eigenen Schutt, aus dem man sie später ausgraben wird.

Ähnlich lassen sich auch Einsichten in den natürlichen Verfall von Landschaft gewinnen. Wenn man eine aufgegebene oder verwahrloste Agrarlandschaft durchstreift, eine zwei Generationen alte 1:25 000-Karte in der Hand, erkennt man den Wandel leicht: eine Baumallee, nun lückenhaft, führt zu keinem erkennbaren Ziel mehr; ein Fahrweg, den man als ein Stück römischer Trasse auf der Karte verfolgt hatte, ist inzwischen aus der Landschaft verschwunden, ein ausgetrockneter Wasserlauf nur noch am begleitenden Gebüsch zu erkennen. Ein Wald, auf der Karte noch mit klarer Grenze, ist in den Acker vorge- drungen, der Acker zur Brache geworden. Und weitere Indizien für eine Archäologie des Geländes.

Wie eine verlassene Stadt zerfällt und allmählich in der umgeben- den Landschaft aufgeht, ließe sich bereits nach dem geschilderten ge- wöhnlichen Ablauf von Verfall erschließen und ausmalen. Aber das soll uns hier nicht genügen, denn Verfall ist nicht nur ein natürlicher, sondern auch ein historischer Prozeß. Der Vorgang sollte darum aus dem Grabungsbefund einer bestimmten Stadt zu belegen sein. Und das sei am Beispiel von Ostia versucht, der Hafenstadt Roms an der Tibermündung.

Zuvor noch eine Überlegung. Ruinenstädte werden gern mit Pom- peji gleichgesetzt. Doch darin liegt keine Erkenntnis, denn eine plötz- lich untergegangene Stadt ergibt andere Ruinen als eine allmählich verlassene. Erkenntnis wird daraus erst, wenn man, im Gegenteil, Ostia und Pompeji vergleichend gegeneinandertreibt. Pompeji eine Stadt, die – 24. August des Jahres 79 n. Chr. – binnen 48 Stunden von der Asche versiegelt wurde, sozusagen eine dem historischen Prozeß ent- hobene Musterprobe antiken Alltags; Ostia eine Stadt, die im Laufe von drei Jahrhunderten allmählich verlassen wurde, und wo der Gra- bungsbefund auch diesen Hergang der Verödung sichtbar macht und entsprechende Fragen erlaubt: Welche Stadtviertel wurden als erste aufgegeben? Welches Material wird wo zu neuer Verwendung ent- nommen? Was zerstört der Mensch, und was zerstört die Zeit?

Und Erkenntnis wird daraus auch, wenn man, in kühnem Gedan- kenspiel, den historischen Prozeß auf das versiegelte Pompeji losläßt, den Film der Geschichte nicht weiter anhält und sich einmal fragt,

wie das da denn wohl ohne Vesuv-Ausbruch in gewöhnlichem Ablauf weitergegangen wäre. Vielleicht hätte sich in den verfallenden Gewölben des Amphitheaters die Kapelle eines – dort hingerichteten – lokalen Märtyrers eingerichtet, die dann zur Stadtkirche geworden und aus den Ruinen herausgewachsen wäre. Die Gebäude an der Hauptachse, dem Decumanus, wären nahe der Tore in der agrarisch werdenden Welt des frühen Mittelalters wahrscheinlich zu Stallungen geworden. Der Jupitertempel wäre wohl spurlos vergangen, von seinen Kapitellen vielleicht eines, ausgehöhlt, zum Weihwasserbecken in einer Kirche, ein anderes zum Prellstein an einer zentralen Kreuzung geworden. Irgendwann wäre auch die letzte noch über der Erde verbliebene heidnische Statue verschwunden und zu Kalk gebrannt worden. Kurz: ein unbeachtetes Landstädtchen, das, nach seinen zahlreichen antiken Gewölben, heute vielleicht S. Maria delle Grotte heiße.

Und nun das Gegenbild, Ostia, als Beispiel einer ansehnlichen, tätigen Stadt, deren Dahinsterben sich über Jahrhunderte hinzog, wie sich am Grabungsbefund Schritt um Schritt verfolgen läßt. Denn die Archäologie ergräbt nicht mehr nur Zustände, sie ergräbt auch Entwicklungen und verschmäht nicht mehr die nachklassischen Schichten. Und so läßt sich am Fall dieser gut untersuchten, nicht überbauten antiken Stadt ersehen und belegen, wie Niedergang vor sich geht, bis endlich auch die letzten Bewohner das verödete Stadtgelände verlassen und sich die Natur darüber hermacht.

Der Niedergang von Ostia, der alten Hafenstadt Roms an der Tibermündung, beginnt mit dem Aufstieg von Portus, der neuen Hafenstadt Roms am anderen, dem künstlichen Tiberarm. Ostia, das in seiner besten Zeit, dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr., wohl 50 000 Einwohner erreicht haben dürfte, vermochte den Hafenbetrieb, der im wesentlichen aus der Zwischenlagerung großer Getreidemengen und dem Umladen von Seeschiffen auf flußgängige Schiffe bestand, lange Zeit zu bewältigen. Davon zeugen die großen, zum Tiber orientierten Speichergebäude schon republikanischer Zeit; ein Hafenbecken mit Schiffshäusern und einem Tempel darüber konnte jüngst zwischen Tor Boacciana (dem mutmaßlichen Leuchtturm) und dem so-

genannten Palazzo Imperiale festgestellt werden, also unmittelbar an der damals noch nahen Mündung ins Meer, die sich im Laufe der Jahrhunderte um 4½ km hinausschieben wird. (Abb. 1)

Als sich für die Getreidezufuhr der rasch wachsenden Hauptstadt der Hafen von Ostia dann endlich als unzureichend erwies, ergriffen Kaiser Claudius und vor allem Trajan (98–117 n. Chr.) Maßnahmen zum Bau eines neuen Hafens. So verlagerte sich der Hafenbetrieb allmählich hinüber zu dem neuen, großzügig ausgestatteten Großhafen Portus mit seinem sechseckigen trajanischen Hafenbecken im Innern, dem ins Meer vorgelagerten Claudius-Hafen, dem neu gegrabenen Tiberarm der *Fossa Traiana* (‘Fiumicino’) und den in severischer Zeit noch gewaltig erweiterten Speicherbauten.

Nicht daß es darum mit Ostia schon zu Ende gewesen wäre. Leitungsfunktionen des Gesamtbetriebes, repräsentative Auftritte, der Sitz einzelner Behörden und hoher *Annona*-(Getreide-)Beamter: solche Aufgaben scheinen teilweise noch in Ostia verblieben zu sein, so daß sich Ostia und Portus, nur 3½ km voneinander entfernt, eine Zeitlang in ihren Funktionen ergänzt haben mögen. Indiz dafür ist eine bauliche Transformation, auf die die Ausgräber früh aufmerksam wurden. Denn die beobachteten Eingriffe zeigten einen sozialen Wandel an, den mit archäologischen Mitteln festzustellen sonst selten so klar gelingen wird. Die Grabungen ergaben nämlich, daß mehrere der großen Wohnkomplexe meist hadrianischer Zeit, die sogenannten *insulae*, mit Schlichtwohnungen oben und Läden unten, seit dem späten 3. und vor allem im 4. Jahrhundert in herrschaftliche Wohnsitze umgewandelt, aus *insulae* zu *domus* wurden.

Das waren, eingebaut in das Erdgeschoß von (ganz oder teilweise) abgetragenen Mietskasernen, reiche Wohnungen mit allen Erfordernissen abgeschirmten, luxuriösen Lebensstils, gewissermaßen eine Rückkehr zum herrschaftlichen Atriumhaus republikanischer Zeit: die Ladenzeile unten wird gegen außen zugemauert und nach innen zu Kammern umgestülpt; aus lichtlosen Höfen werden helle Hausgärten, deren kunstvolle Wasserspiele und statuenbevölkerte Nischenwände rücksichtslos alte Binnenmauern beiseite schieben. Schlichte Ziegelwände werden mit feiner Marmortapete verkleidet, die man sich, zu

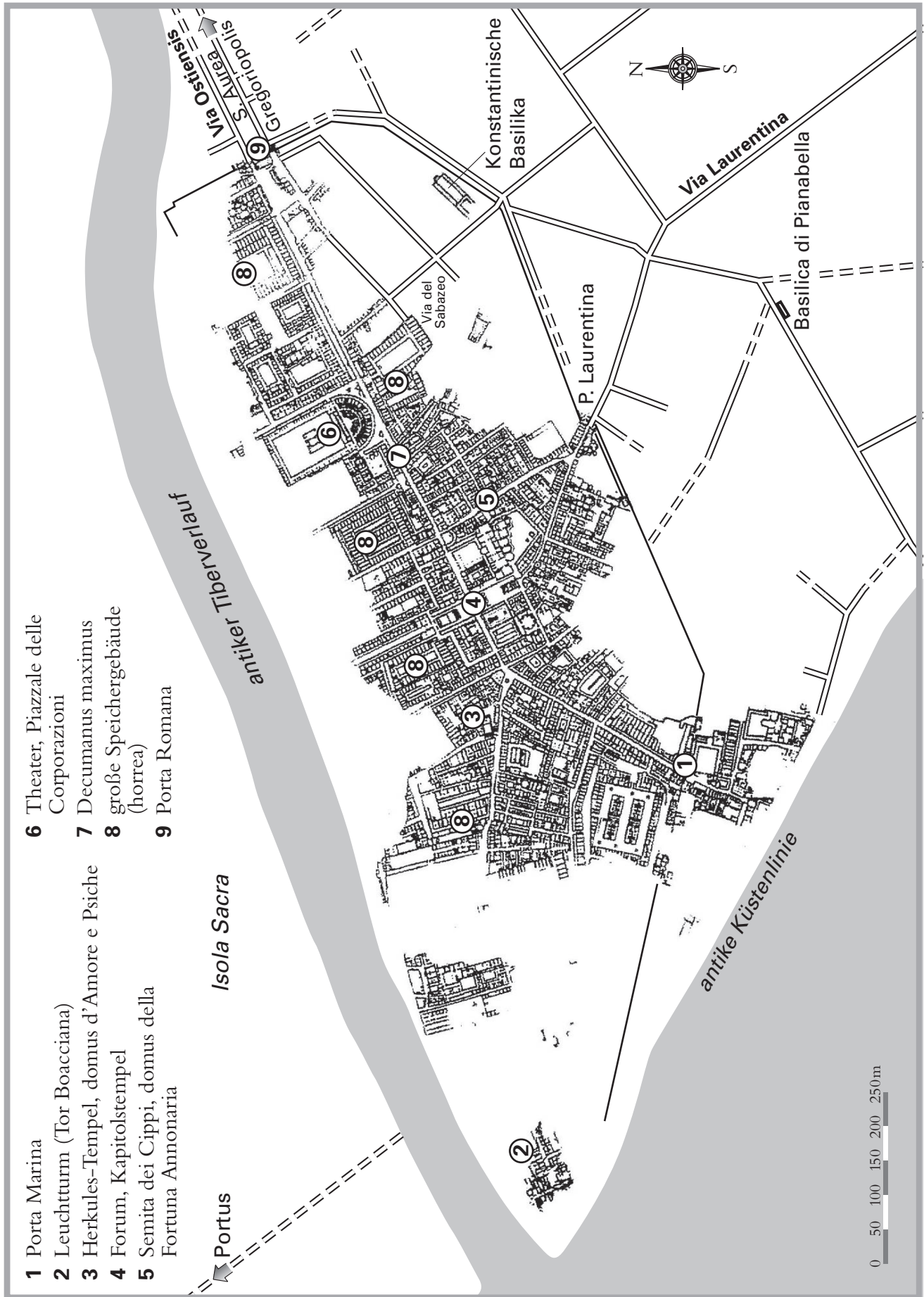


Abb. 1. Ostia, Gesamtplan (nach Bauer, Heinzlmann u. a. 1999)

zweiter Verwendung, wohl aus bereits aufgegebenen öffentlichen Gebäuden beschafft hatte; schlichte Fußböden werden (besonders ansehnlich etwa in der Domus di Amore e Psiche) neu belegt mit zusammengeklauten, zu *opus sectile* zersägten Buntmarmoren aus allen mittelmeeerischen Ländern: das warme Gelb des Giallo antico aus Tunesien, das von dunkelroten Adern durchzogene Schwarz «Afrikanischen» Marmors aus der Ägäis, usw. Ein heizbarer Raum wird eingerichtet, womöglich auch ein repräsentativer Bereich mit Apsis und Nymphäum, der Gast wird auf langem, wohlüberlegtem Weg durchs Haus geführt, der Haupteingang erhält ein Säulenportal. Und das alles (oder wenigstens einige dieser Ausstattungselemente, denn es gab auch schlichtere *domus*) herausgeholt aus dem bescheidenen Vorgängerbau, denn keine *domus* ist völlig neu gebaut. Man betrete, weil unter den gut ein Dutzend Fällen besonders lohnend, etwa die Domus della Fortuna Annonaria – 19 Skulpturen fand man dort – oder die Domus di Amore e Psiche (spätes 3. bzw. spätes 4. Jahrhundert) und bestaune diese nachträgliche Ausstattung. Eine *domus* hinterläßt andere Ruinen als eine *insula*.

Als Bauherren und Bewohner dieser reichen Privathäuser wird man sich hohe staatliche Getreide-Beamte wie den *praefectus annonae* vorstellen dürfen, oder reiche Reeder, kurz: Personen, deren Macht und Einfluß weiterhin bis Portus reichten und die es sich leisten konnten, statt im lärmigen Großhafen Portus komfortabler im stiller gewordenen Ostia zu residieren und von hier aus Kontrolle auszuüben. Aber auch Angehörige der römischen Senatsaristokratie wie die Acilii, Anicii, Ceionii, Symmachi, die nachweislich in Ostia begütert waren und vielleicht wenigstens einen Teil des Jahres hier lebten. Sie und ihre Gäste. Als Augustinus sich im Herbst 388, gewiß von Portus aus, mit seiner Mutter Monica nach Afrika einschiffen wollte, aber die Zeit bis zur Abfahrt lieber *remoti a turbis*, «fern von der Menge» im ruhigeren Ostia verbrachte und dabei, mit seiner Mutter am Fenster stehend, die in den *Confessiones* IX 10, 23 beschriebene Vision erlebte («Wir beide standen allein an einem Fenster, das auf den inneren Garten des Hauses hinausging, in dem wir dort in Ostia wohnten ...») – und in dem Monica sterben wird), da war es gewiß

kein Hotel, sondern vermutlich die *domus* einer befreundeten senatorischen Familie wie der Anicii, aus der sie in den Hausgarten blickten.

Wie das Reich – und viele Städte des Reiches –, so scheint auch Ostia sich nach der Krise des 3. Jahrhunderts dann im 4. Jahrhundert noch einmal gefangen zu haben. Natürlich war die Verlagerung aller Aktivitäten in das gut gerüstete, auch besser befestigte Portus, war die Konzentration auf nur einen Platz auf die Dauer unvermeidlich. Durch die Erhebung zur *civitas* unter Konstantin erreichte Portus dann auch seine Unabhängigkeit von Ostia, während Ostia selbst herabgestuft scheint, wie das Verschwinden von Stadtrat und lokalen Magistraten aus den öffentlichen Inschriften seit dem späten 3. Jahrhundert vermuten läßt. Die immer noch bezeugte Restaurierung öffentlicher Gebäude ist nicht mehr vom Stadtrat oder den Berufskorporationen veranlaßt, sondern vom kaiserlichen *praefectus annonae*, etwa dem tätigen, in vielen Inschriften genannten Ragonius Vincentius Celsus (385–389 n. Chr.). Noch verstellt der Bau jener ansehnlichen *domus* den Blick auf den Verfall zahlreicher Wohnblöcke; noch wird am Forum eine Statue wiedererrichtet, die man laut Sockelinschrift *ex sordentibus locis* hervorgezogen hatte, «vom Müllplatz» oder «aus der Kanalisation». Noch steht die sullanische Stadtmauer, aber wirklich instand gehalten wird sie längst nicht mehr.

Eine erste Folge der Verlagerung des Hafenbetriebs nach Portus mußte sein, daß die *horrea*, die großen Speichergebäude in Ostia, größtenteils aufgegeben wurden und sich die Wohngebäude der Hafenarbeiter leerten. Daß die große Feuerwehrkaserne, die vor allem dem Schutz der *horrea* diente, wohl schon im späten 3. Jahrhundert leer stand, ist da ein wichtiges Indiz; und auch, daß an den Gebäuden längs des Tiberquais, auf die die republikanischen und frühkaiserzeitlichen Speicher ausgerichtet waren, keine Restaurierungen mehr vorgenommen wurden. Auf dem Piazzale delle Corporazioni, dem weiträumigen Geschäftszentrum am Theater, umgeben von Kontor an Kontor, von Schiffsagenturen und Gewerbevertretungen, war zu der Fülle der den Platz umgebenden Ehrenstatuen schon seit den Severern keine mehr hinzugekommen; nun beginnt man damit, die Statuen abzuräumen. Mit den Statuen-Basen konnte man mehr anfangen als mit



Abb. 2 a. Die Reparaturen werden nachlässiger. Man nahm die Mosaiksteinchen, wie sie gerade zur Hand waren, so daß die schwarzen Steine nun nicht mehr Ranken und Figuren, sondern den Verlauf der geflickten Wasserleitungen abbilden. Aber immerhin noch mit Mosaiksteinen und nicht mit Inschriftfragmenten oder Ziegeln restauriert.

Abb. 2 b. Türen und Fenster aufgegebener Gebäudeteile werden roh zugemauert, die begehrten Bipedalen (Großziegel) aus dem Türsturz entfernt (I. XII,8).

den Statuen, so warf man die Statuen vom Sockel und verrammelte mit den Sockeln die unteren Bögen des nahen Theaters (Theater eigneten sich überall in Italien in gefährlicher Zeit am besten, sich gegen den Feind zu verbarrikadieren). Die Bedachungen der Kontore stürzen allmählich herab auf die Bodenmosaiken: auf den Elefanten im Büro von Sabratha in Afrika, auf das Handelsschiff im Büro der Kaufleute von Narbonne; auf Leuchtturm-, Umlade- und Getreidemeß-Szenen, die in Ostia nun alle keinen praktischen kommerziellen Hintergrund mehr hatten.

Auch die Bevölkerung nahm ab. Dafür gibt es ein sprechendes Indiz: die Nekropolen vor Porta Romana und Porta Laurentina wachsen nicht mehr: wo nicht mehr viel gestorben wird, wird auch nicht mehr viel gelebt. Mit dem Schwinden der Bevölkerung aber schwin-



Abb. 2 c. Oratorium des Märtyrers Cyriacus, die Apsis im Frühmittelalter roh auf eines der beiden Theater-Nymphäen (II. VII,7) gesetzt und in den Decumanus maximus (vorn) hineinragend.

Abb. 2 d. Hoher runder Kalkofen, im Mittelalter eingebaut in den Wohnkomplex der Insula del Serapide. Unter den antiken Skulpturen, die darin aus Marmor zu Kalk gebrannt werden sollten, fanden sich, noch unverbrannt, auch die prächtigen Marmorköpfe von Trajan und Hadrian, heute im Museum.

det auch die Nachfrage, leeren sich darum auch die *tabernae*, die bis dahin so zahlreiche die Straßen begleitenden Läden im Erdgeschoß der Wohnblocks. Die Wohnstockwerke darüber stehen gleichfalls ganz oder teilweise leer, die separat hinaufführenden Treppen werden geschlossen, Korridore unterteilt. Rohe, leicht erkennbare Zumauerung von Türen und Fenstern grenzt aufgegebene Gebäudeteile aus und dient zugleich der Stabilisierung der Wände, die begehrten Bipedalen (Großziegel) werden aus dem Türsturz gebrochen (Abb. 2 b). Abgebrannte Gebäude werden nicht mehr wiederaufgebaut, nicht einmal die Großbäckerei in der Via dei Molini; Produktionsbetriebe werden eingestellt oder ihre Räume verkleinert; und weitere Indizien nicht für ein rasches Ende, sondern für notdürftige Anpassung und gesunkenen Lebensstandard.

Bei all dem sei noch einmal mit Nachdruck hervorgehoben, daß diese Abfolge zunehmenden Niedergangs hier nicht aus einer allgemeinen, linearen Vorstellung von Verfall geschildert wird, sondern in jedem einzelnen Punkt aus Grabungsbefund zu belegen ist: sorgfältige Grabungen, deren frühe sich mit den Namen von Vaglieri, Calza, Beccatti verbinden.

Nicht daß nicht noch einiges gebaut und restauriert worden wäre. Theater und öffentliche Thermen werden noch instand gehalten (nicht alle, und in einigen wurde wohl die übliche Abfolge des Badevorgangs reduziert), an der Via della Foce werden sogar neue Mini-Thermen errichtet, zusammengepappt aus viel Mörtel und schlechten Ziegeln. Denn auch die Mauerwerksstruktur wird sichtlich eine andere. Sieht man an Wänden trajanischer Zeit neuwertige, scharfkantige Ziegel mit Mörtel bestrichen dünn wie Butter, so wachsen die Mörtelschichten nun unmäßig an, ja erreichen zuletzt die Dicke der Lagen aus oft zweitverwendeten, bestoßenen Ziegeln – unordentliche Lagen, die die Horizontale nicht halten können. Neben die Ziegelfassade tritt seit dem frühen 4. Jahrhundert zunehmend die aus Lagen von Ziegeln und Lagen von Tuffblöcken geschichtete Wand: das ziegelsparende *opus listatum* oder *vittatum*.

Noch wird hier und da eine repräsentative Brunnenanlage oder eine Exedra errichtet. Aber schon werden nicht mehr immer die Häuserfluchten respektiert, schieben sich Anbauten in die Straße hinein, sogar in die einst vielbefahrene *Semita dei Cippi*, die von der *Porta Laurentina* zum *Tiberquai* führte; stellenweise werden ganze Straßenzüge blockiert.

Reparaturen werden nur noch nachlässig ausgeführt. Bei Mosaiken nahm man, etwa nach Reparatur einer Rohrleitung darunter, die Mosaiksteinchen einfach so wie sie gerade zur Hand waren, so daß die schwarzen Steine nun nicht mehr eine Figur, sondern den Verlauf der geflickten Wasserleitungen abbilden (Abb. 2 a). Die Mosaiksteine werden größer und gröber. Bei dem allgemeinen Flickwerk behalf man sich gern mit Wiederverwendung. So wird in der *Casa del Protiro* eine Grabinschrift zum Gully, ohne daß die Buchstaben getilgt worden wären. Sogar die auf Marmor geschriebenen *fasti*, *Ostias* offiziell-

ler Amts- und Festkalender, wurden, handlich gestückelt, nun als Wandverkleidung oder zum Flickern von Fußböden in privaten Häusern verwendet: in 60 Stücken gefunden über das ganze Stadtgebiet verteilt, vom Forum bis zur Porta Marina! Schon gegen 400 wird das Zunfthaus der Bäcker ausgeschlachtet. Die große Latrine hinter der Südmauer des Forums verwendet sogar Reliefs als Sitz (hoffentlich – anders als heute gezeigt – nicht mit dem Relief nach oben). Ostia beginnt sich selbst zu verzehren.

Das widersprüchliche Bild, das sich aus dem Grabungsbefund ergab – Verfall hier, und zugleich Restaurierungen dort – , erklärt sich leicht daraus, daß eine solche Stadt ja nicht gleichmäßig zerfiel: mochten ganze Stadtteile veröden, so gab es doch andere, die gerade so ansehnlich blieben, daß selbst römische Senatorenfamilien bei ihren Aufenthalten dort noch wohnen mochten.

In dieses 4. Jahrhundert fällt auch die letzte Auseinandersetzung zwischen Heidentum und Christentum, die in Ostia mit bemerkenswerter Entschiedenheit ausgetragen wurde. Daß es in diesen Hafencstädten früh Christen gegeben hat, wird man voraussetzen dürfen, christliche Märtyrer werden sowohl für Ostia wie für Portus genannt, auf ihren Kult in der Verödung des frühen Mittelalters wird noch zurückzukommen sein. Mit dem Toleranzedikt von 313 n. Chr. traten die Christen auch hier an die Öffentlichkeit. Die Bischofskirche von Ostia, als Stiftung Konstantins mit reicher Ausstattung im *Liber Pontificalis* genannt (und, etwas anders akzentuiert, in den *acta* des Konsuls, dann Märtyrers S. Gallicano als Mitstifter) und lange im Stadtgebiet gesucht, konnte endlich 1996, nach magnetometrischer Prospektion des weiten noch unausgegrabenen Geländes, nahe der südöstlichen Stadtmauer festgestellt und dann ergraben werden: eine ansehnliche dreischiffige Basilika mit großem Atrium und Baptisterium, errichtet auf den Fundamenten einer zuvor wegplanierten *insula* mit Läden, einem großen Wohnblock, dessen Innenhof im Atrium der Kirche sozusagen weiterlebte. In gleicher Richtung, knapp 400 m vor der Porta Laurentina in der Flur Pianabella, lag eine Grabbasilika wohl des frühen 5. Jahrhunderts; von hier stammen viele christliche Inschriften.

Heidnische Angehörige der römischen Senatsaristokratie wie Quintus Aurelius Symmachus, *praefectus Urbi* 384/85, der in Ostia begütert war (in seinen Briefen spricht er mehrmals von seinem *Ostiense praedium*), leisteten dem Christentum auch in Ostia Widerstand. Noch im Jahre 359 opfert der Stadtpräfekt im Tempel der Dioskuren; noch setzt der Getreidepräfekt, um 385, eine letzte Roma-Statue; ja noch im Jahre 393/94 läßt der *praefectus annonae* Numerius Proiectus den Herkules-Tempel bei der Verzweigung des Decumanus restaurieren, *cellam Herculis restituit*. Die Inschrift nennt Kaiser Theodosius und Eugenius noch zusammen, doch im gleichen Jahr 394 kam es am Frigidus zur letzten Schlacht zwischen einem heidnischen und einem christlichen römischen Heer: Eugenius, der am Schlachtfeld eine Jupiterstatue aufstellen und Herkules-Bilder auf den Feldzeichen anbringen ließ, unterlag. Da wird der frisch restaurierte Herkules-Tempel in Ostia sofort geschlossen worden sein, war es auch hier mit dem Heidentum zu Ende. Kein Tempel war in Ostia in eine Kirche verwandelt worden. Aber mindestens drei der Mithräen zeigen deutliche Spuren gewaltsamer Zerstörung gewiß durch Christen.

Mochte es die Regel sein, daß man fürs Bauen und Ausstatten spontan Material aus leerstehenden Gebäuden entnahm, so gibt es doch auch Indizien für systematische Ausschachtung des Verfallenen und wohlsortiertes Angebot des noch Verwertbaren (wer in jungen Jahren ganze zerstörte Städte über und unter der Erde durchstreifen und nach Verwertbarem durchsuchen konnte, kann sich vorstellen, was da vor sich ging). Abgesehen von Lagern neuer, erst halb bearbeiteter Stücke (wie im Kolleghaus der *fabri navales*, der für eine Hafenstadt so unentbehrlichen Schiffszimmerleute, die nun sogar ihren Sitz aufgaben) gibt es nämlich Depots wie bei den Horrea Epagathiana, wo Spolien zu zweiter Verwendung gelagert wurden: Säulenschäfte, Wandverkleidungen unterschiedlichen Marmors usw., kurz: demoniertes Ostia in allen Zubereitungen zur gefälligen Wiederverwendung. Aber das Material blieb liegen, offensichtlich überstieg selbst dieses bescheidene Angebot jetzt die Nachfrage.

Brachte die Mitte des 3. Jahrhunderts eine erste Zäsur (bis dahin überwogen in Ostia noch die Zeichen von Vitalität), so das frühe

5. Jahrhundert eine zweite, und nun entscheidende. Erst jetzt beginnt der eigentliche, unaufhaltsame Niedergang, zieht sich durch den Grabungsbefund ein düsterer Horizont. Öffentliche Gebäude werden aufgegeben, Fußbodenheizungen nicht mehr repariert, verlassene Häuser mit Müll gefüllt, über zusammengebrochene Häuser führen Trampelpfade. Die Straßen werden nicht mehr freigeräumt, wie Schutt und Abfall über dem Pflaster zeigen, oder der Schutt wird (auch das läßt der Grabungsbefund erkennen) von der Straße durch die Fenster in nun leerstehende Gebäude hineingeschaufelt; Schlaglöcher werden mit zerstampften Scherben ausgefüllt. Kümmerliche Behausungen lehnen sich an zerfallende Wohnblöcke, von Neubauten keine Spur. Auch die Fernversorgung mit Wasser durch den bei der Porta Romana ein tretenden Aquädukt hatte aufgehört. Also mußte man Brunnen graben, und so ragen roh aufgemauerte Brunnenschächte nun mitten aus dem Pflaster des Decumanus maximus, mitten aus dem Pflaster der einst verkehrsreichen *Semita dei Cippi*, die also nicht mehr befahren wurde.

Mit äußeren Anlässen wie der kurzen Besetzung Roms durch Alarich 410 oder dem Plünderungszug der Vandalen 455 wird dieser endgültige Niedergang der Stadt nichts zu tun haben. Zwar spricht eine Inschrift von S. Ippolito in Portus ausdrücklich von der *Vandalica rabies* (und Ostia lag auf Sichtweite dieses Wütens), aber ein ganzes Stadtbild dürfte ein kurzer Plünderungszug nicht beschädigt haben. Entscheidend war vielmehr, daß Ostia eben alle seine Funktionen verloren hatte. Und so konnte die Verödung beginnen.

Doch blieb das Stadtgelände immer noch stellenweise bewohnt, und es ist äußerst interessant zu sehen, daß die Siedlung nicht einfach ausdünnte, sondern sich an wenigen Stellen konzentrierte, kurz: daß einige Quartiere länger überlebten als andere. Nicht der Rom zugewandte Bereich im Osten hält sich zunächst, wie man denken könnte, sondern das küstennahe Viertel im Westen, das sich im 1. Jahrhundert n. Chr. vor der Porta Marina, also außerhalb der Stadtmauer gegen den Strand gebildet hatte (von Strandspaziergängen hier erzählen lebhaft schon Gellius und Minucius Felix). Hier werden noch im 3. und 4. Jahrhundert eine Therme und eine Schänke errichtet, ja die Ther-

men an der Porta Marina wurden, laut Ziegelstempeln des Ostgotenkönigs Theoderichs des Großen, noch im frühen 6. Jahrhundert restauriert, späteste (dokumentierte und nicht nur erschlossene) Restaurierung in Ostia! In die strandnahen Ruinen wird, wie ihre Sandschichten zeigten, bald das noch nahe Meer branden.

Daß sich in diesem meernahen Viertel so lange Leben hielt, erklärt sich aus der hier vorbeiführenden Küstenstraße, der Via Severiana, die Ostia nordwärts mit Portus und südwärts mit Anzio verband, das im 6. Jahrhundert noch Hafenbetrieb hatte und zeitweilig sogar Bischofssitz war. Die Straße zog auf dem schmalen Streifen zwischen Stadtmauer und damaligem Strand vorbei; man begeht sie vor der Synagoge, die noch im 4. Jahrhundert restauriert wurde, und kann der Straße, in Richtung Anzio, auf ihrem intakten Pflaster in der Pineta di Castelfusano noch heute aufs schönste folgen. Es war nur folgerichtig, daß jene Terme di Porta Marina nun einen direkten Zugang auch von dieser Via Severiana erhielten.

Aber auch im zentralen Stadtbereich beim Forum hielt sich noch etwas Siedlung, das Macellum an der Verzweigung des Decumanus maximus wurde noch im frühen 5. Jahrhundert restauriert, die Domus della Fortuna Annonaria scheint noch lange bewohnt geblieben zu sein. Neuere Grabungen haben sogar ergeben, daß man noch im 5. Jahrhundert die beiden seitlichen Portiken des Forums wiedererrichtete und pflasterte, wobei man die marmornen Dachziegel des nahen Roma- und Augustus-Tempels verwendete. Aber trotz letzter Reparaturen (die notdürftig geflickten Pflasterungen wurden bald von herabstürzenden Architraven zerschmettert) wurde das Leben hier kümmerlich. Keine Spur von Wirtschaftsleben, der Münzumlauf hörte auf, wie das Versiegen der Münzfunde zeigt. In einigen beobachteten Fällen nisteten sich Menschen sogar über zusammengebrochenen Stockwerken ein – so wuchs der Boden in Ostia schon unter den Füßen der Lebenden! Bestattet wurde bereits in verlassenen öffentlichen Gebäuden: in der Feuerwehrkaserne, in mehreren Thermen (Neptuns- und Mithrasthermen, Terme marittime, nicht zu verwechseln mit den Terme di Porta Marina), auch in der Nähe des Theaters im Areal der vier republikanischen Tempelchen, das doch

noch gar nicht ganz verlassen war: die Toten rückten nahe an die Lebenden. *Misera agonia*, kümmerliches Dahinsterben einer Stadt.

In diesen zentralen Bereich, zwischen Forum und Theater, scheinen sich die letzten Bewohner von Ostia – zuletzt auch die des Küstenviertels – zurückgezogen zu haben. Von hier werden im gefährdeten Frühmittelalter einige Allerletzte in das feste *Gregoriopolis* umgesiedelt werden. Ob man das (wie neuerdings gern betont) «Siedlungskontinuität bis ins 9. Jahrhundert» nennen darf, bleibe dahingestellt.

Wie Ostia anfangs dem neuen Hafen Portus Leben gegeben hatte, so gab zuletzt also Portus Ostia noch ein wenig Überleben. Ein Blick auf Leben und Sterben von Portus zeigt naheliegende Unterschiede und Phasenverschiebungen, bis auch hier am Ende alles in einer großartigen Ruinenlandschaft aufgeht.

Den Hafenbetrieb für Rom trug nun also Portus, eine belebte Stadt (das Areal zuletzt mit modernsten Prospektionsmethoden untersucht von der British School) mit wachsender Nekropole auf der Isola Sacra beidseits der Verbindungsstraße nach Ostia. Daß sich der Fernhandel nun hier abspielte, zeigt schon bei den Keramikfunden, im Vergleich zu Ostia, der eindrucksvolle Anteil von Importware: Amphoren als Nahrungsmittel- (und nicht nur Wein-)Container des in Nordafrika und dem östlichen Mittelmeerbecken üblichen Typs kommen noch bis ins 7. Jahrhundert nach Porto herein. Güterverkehr und Personenverkehr: ein Pilgerhospiz am Hafen – das vielgesuchte *Xenodochium Pammachii* – wird im späten 4. Jahrhundert gestiftet; damals, im Spätsommer 385, geht Hieronymus hier an Bord (*navim in romano portu securus ascendi*), und wenig später beschreibt er bewegt, wie die römische Dame Paula, die wie er das Leben im Hl. Land beschließen wollte, von ihren hohen Verwandten aufs Schiff gebracht wird und sich von ihren Kindern verabschiedet.

Noch 376 wird in Portus das Isis-Heiligtum restauriert, noch um 425 die monumentale *Porticus Placidiana* errichtet. Aber die sogenannten konstantinischen (jedoch erst um 400 erbauten) Stadtmauern bezeichnen bereits eine Kontraktion des Siedlungsgebiets, beschränken sich auf den Schutz des Hafenbereichs, ja lassen stellenweise schon

Magazinbauten außerhalb. Daß man aufgegebene staatliche Speicher in Portus privatisierte (*in usus translata privatos cognovimus*) und sich in ihren leerstehenden Kammern einrichtete, wird schon am Ende des 4. Jahrhunderts beklagt (Cod. Theod. XV 1.12). Der Verfall der großen Magazinbauten wird von der Forschung in Zusammenhang gebracht mit dem Übergang der Getreideversorgung Roms vom Staat an die Kirche (abgeschlossen mit Papst Gregor der Große um 600) und hat natürlich mit der drastischen Verminderung der Bevölkerung Roms durch Kriege und Pest im 6. Jahrhundert zu tun. Denn wie Ostia bezieht auch Portus seine Funktion und seine Existenz allein aus Rom: schrumpft Rom, dann schrumpft auch Portus. Wenn eine arbeitsteilige Verkehrswirtschaft an ihr Ende kommt, das Reich in Regionen zerfällt, sogar Rom sich nun zunehmend aus seinem Umland ernährt, dann sollte das hier wohl seine sichtbaren Folgen haben. Nun füllen sich, wie die Grabungen zeigen, die aufgegebenen Speichergebäude mit Schutt und Abfällen, ja man entsorgt dort sogar die Toten: Gräber im Fußboden, unter bereits zusammengebrochener Rampe, zwischen Speicher-Amphoren.

Den Hafen noch in vollem Betrieb beschreibt Cassiodor, der Staatssekretär Theoderichs des Großen (Var. VII 9), doch darf man da der Rhetorik des Staatsbriefs mißtrauen. Verlässlich aber ist die bekannte Szene, in der Prokop, Geschichtsschreiber im Gefolge des byzantinischen Oberkommandierenden Belisar, anlässlich der Eroberung von Portus durch die Ostgoten im Jahre 537 n. Chr. und ihres Handstreichs gegen die für das belagerte Rom bestimmte Getreideflotte, den Hafen noch in Funktion schildert (Get. I 26, 6–17; III 15, 10–12). Dabei stellt Prokop – und nichts könnte uns willkommener sein – seinen Eindruck von Portus und von Ostia einander gegenüber. Ostia schildert er, im Unterschied zu Portus, als eine verkümmerte, von keiner intakten Mauer mehr umgebene Stadt. Während beide Tiberarme noch schiffbar seien und von Portus die Getreideschiffe nach Rom getreidelt würden, könnten in Ostia Schiffe nicht mehr anlanden. Und die Via Ostiensis sei «zugewachsen (ὕλωδης ist, gegen O. Veh, nicht mit «führt durch Wälder» zu übersetzen) und auch sonst vernachlässigt».

Die Straße von Portus hinüber nach Ostia, die sich dann in der Küstenstraße nach Anzio fortsetzte, war damals noch in Betrieb: die Straßenbrücke gleich vorn über den Fiumicino, der *Pons Matidiae*, wurde laut Inschriften, die dann für ein Grab in der Brückenrampe verwendet wurden, noch im frühen 5., ja nach einer dritten Inschrift noch im frühen 6. Jahrhundert repariert (*florentissimo statu imperii Romani*, sagt die zweite Inschrift: je mehr es mit dem Reich zu Ende ist, desto lauter verkünden Inschriften und Münzen seine Blüte). Kurz nach der Brücke passierte die Straße die im späten 4. Jahrhundert auf römischen Gebäuderesten errichtete Kirche S. Ippolito, zeitweilig die Bischofskirche von Portus (der Bischofssitz wird im hohen Mittelalter nach Rom auf die Tiberinsel verlegt werden): das war im Mittelalter das einzige höhere Gebäude der Isola Sacra zwischen den beiden Tiberarmen.

Aber auch in Portus hatte, wie am Grabungsbefund gezeigt, der Verfall schon begonnen. Dazu bedarf es keiner Zerstörung, keiner Goten und Vandalen. Ein römischer Hafen ist ein künstliches Gebilde ebenso wie eine römische Straße mit ihren (durch den schnurgeraden Verlauf erforderlichen) Kunstbauten – sie werden beide zugrunde gehen, sobald ihre geregelte Instandhaltung aufhört. Portus schrumpfte immer mehr auf den schmalen Bereich zwischen dem Becken der sogenannten *Darsena* (Arsenal), dem sechseckigen trajanischen Hafenbecken, und dem Trajanskanal (Fiumicino), wendete sich sozusagen vom Seehafen ab und dem Flußverkehr zu; und nur dieser engste Stadtbereich wird dann noch durch eine innere Mauer geschützt sein. Am längsten überlebte, bis ins frühe Mittelalter, eben diese begrenzte Zone. Nur hier findet sich der spezifische frühmittelalterliche Mörtel verwendet, der noch kleine Arbeiten an Gebäuden und Stadtmauern und somit, ebenso wie die Fundkeramik, fortdauernde Bewohntheit anzeigt. Hier lag denn auch die kleine, im 4./5. Jahrhundert erbaute Basilika, die den Heiligen Peter und Paul geweiht war, und in der man wohl die früheste Bischofskirche von Portus sehen darf. Ein gewisser Hafenbetrieb wird bis ins 7. Jahrhundert angenommen, Siedlungsspuren sind mit dem 9. Jahrhundert nicht mehr festzustellen. Das weite Hafengelände wandelte sich in eine großartige Ruinenlandschaft, wie

sie dann Antonio Danti 1582 malte (Abb. 3), und die noch heute zu den eindrucksvollsten zählt, die man in Italien durchstreifen kann.

Zurück nach Ostia. Die letzten Bewohner, so nimmt man heute an, hausten nördlich des Decumanus maximus in dem Areal zwischen Kapitilstempel und Forum im Westen, Theater und Aurea-Oratorium im Osten; aber einige auch eingeknistet in den verlassenen republikanischen Speichern auf der Südseite des Decumanus. *Ad arcum ante theatrum*, sagt die Legende von Ostias Märtyrerin Aurea, sei der Bischof Cyriacus zum Märtyrer geworden, und so wird ihm im Frühmittelalter hier ein kleines Oratorium errichtet: aus wiederverwendeten Stücken schrecklich roh auf eines der beiden Theater-Nymphäen gesetzt und in den Decumanus maximus hineinragend, lag dieses kümmerliche Kirchlein schon hoch über dem Niveau der nahen republikanischen Speicher, ja hoch über dem kaiserzeitlichen Niveau des Decumanus (Abb. 2 c). Im hohen Mittelalter wird hier manchmal noch Messe gelesen, war dieses kleine Heiligtum wohl einsames Ziel von Prozessionen, gewiß nicht mehr als ein dünner Zug von Menschen zwischen den zusammengebrochenen, überwucherten Fassaden der antiken Hauptstraße. Die Bischofskirche hingegen war damals, ja schon um 800, bereits zerstört, nachdem sie zuvor schon ihrer Wandverkleidung beraubt worden war, also offensichtlich leergestanden hatte. Für eine Bischofskirche gab es hier keine Gemeinde mehr.

Wohl im 5. Jahrhundert war der Hl. Aurea in der – nun auch christlichen – Nekropole an der Via Ostiensis 500 m vor dem Rom-Tor der Stadt eine Kirche errichtet worden (nahebei hat man 1945 die Grabinschrift von Augustins in Ostia verstorbener Mutter Monica gefunden, von der es 1161 in einem Reisebericht heißt, Monica geistere durch Ostias Ruinen auf der Suche nach einem besseren Grab). Die Kirche S. Aurea, im späten 15. Jahrhundert verwandelt in einen Frührenaissancebau, halb Kirche halb Tempel, wird zu hohen Ehren kommen und zur Titelkirche des ranghöchsten Kardinalbischofs werden (so daß man, bei seiner Einführung 2002, Kardinaldekan Joseph Ratzinger mit schüchternem Lächeln aus dieser Kirche treten sah).

Als im 9. Jahrhundert sarazenische Einfälle dauernd die Küste unsicher machten und sogar Rom bedrohten, ließ Papst Gregor IV.

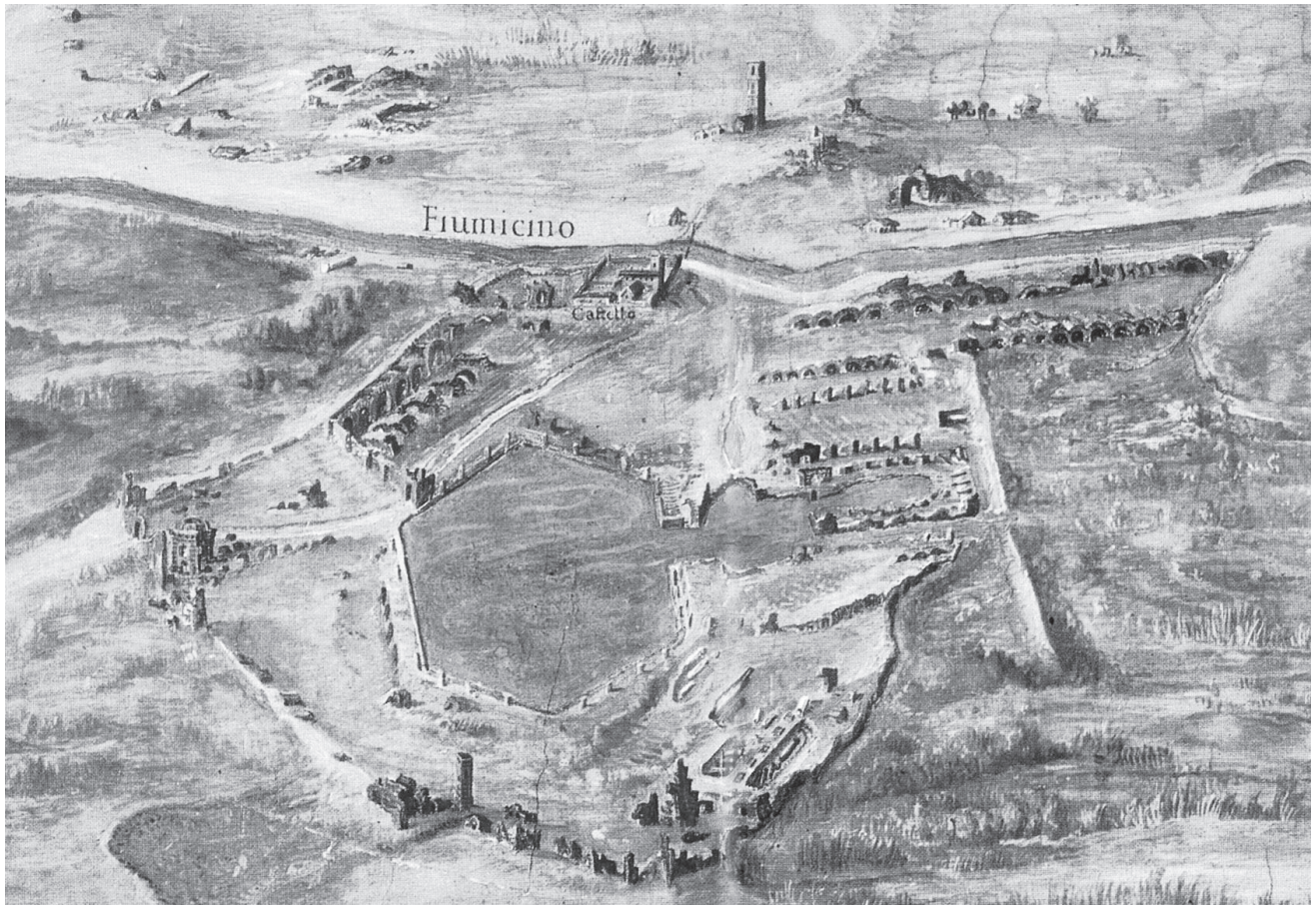


Abb. 3. Das Ruinengelände von Portus. Antonio Danti, Fresko datiert 1582, Ausschnitt (Musei Vaticani, Galleria delle carte geografiche). Norden ist unten. In der Mitte das trajanische Becken, rechts anschließend das Arsenal, und die verlandete Zufahrt aus dem Claudius-Hafen. Oben am Fiumicino das Episcopio («Castello»), dort statt des Pons Matidiae nun eine Fähre hinüber nach S. Ippolito. Links der sogenannte Portunus-Tempel noch innerhalb der Konstantinischen Mauern, rechts davon die innere Mauer, die den engsten, am längsten überlebenden Stadtbereich schützte.

(827–844) hier eine befestigte Siedlung anlegen, «weil die früher erbaute Stadt – sagt der *Liber Pontificalis* – durch großes Alter zerfallen, nun völlig zerstört ist». Dieses *Gregoriopolis* lag sehr wahrscheinlich an der Stelle des heutigen Borgo bei S. Aurea und nahm die letzten, umgesiedelten Bewohner von Ostia auf: wenn da hineinpaßte, was in Ostia noch gelebt hatte, muß die Restbevölkerung sehr klein gewesen sein. Fortan war Ostia gänzlich verlassen, bevölkert nur noch von zahllosen Statuen, die im Dämmer verfallender Gewölbe vor sich hin starrten (solch beunruhigende Erscheinung kann man noch heute

haben, wenn man in den unteren Gewölben der Mithrastermen auf die Mithrasfigur stößt).

Und so breitete sich über Ostia endlich eine dichte Pflanzendecke, holte sich die Natur das Stadtgelände zurück und ließ es zu dem werden, was wir als Ruinenlandschaft empfinden.

Das Gelände vereinsamte, und diese Geschichtslosigkeit hatte zur natürlichen Folge, daß die Chronisten nichts mehr von hier zu berichten wissen – es sei denn, ein Papst habe im entlegenen Ostia die Kirche (immerhin nomineller, wenn auch nicht realer Sitz eines Bischofs und Kardinals) restaurieren lassen, oder ein König sei des Weges gekommen wie Richard Löwenherz im August 1190 die Küste herab auf dem Weg zum dritten Kreuzzug: «Er lief in den Tiber ein. An der Mündung steht einsam ein schöner Turm [Tor Boacciana, an der Stelle des römischen Leuchtturms], da gibt es ganz hohe Ruinen von alten Mauern»: dort begrüßt der Kardinalbischof den König. Der Begleiter bemerkt auch die Via Severiana, eine «marmorne, gepflasterte Straße», die hier durch den Wald an der Küste führe.

Wo die erzählenden Quellen schweigen, muß sich der Historiker anderes einfallen lassen, um an historische Anschauung zu kommen. Einen Gang durch solches Ruinengelände, sei es Ostia oder Portus, erlaubt eine Quellengattung, der man einen solchen Dienst gar nicht zutraut. Mittelalterliche Grundstücksurkunden gelten als das Trockenste von der Welt. Aber wenn man sie richtig behandelt, können sie einem zum Begleiter durch die Landschaft werden. Denn da bei größeren Grundstücken oder Territorien die Vertragspartner genau die Grenzen bestimmen müssen, können wir mit ihnen die Grenzen im Gelände abgehen, von einer Landmarke zur anderen: eine große Eiche, ein kleiner Bach, eine römische Ruine – das waren unübersehbare Marken, die nicht in einer Nacht wegzuräumen waren wie (gleichfalls genannte) Grenzsteine. «Wir gingen persönlich (*personaliter accessimus*) an den betreffenden Ort und nahmen ihn selbst in Augenschein», heißt es manchmal ausdrücklich, und man sieht die Personen geradezu durchs hohe Gras waten und durchs dichte Gebüsch brechen von einer Ruine zur anderen, wir müssen sie nur begleiten.

So bei der Grenzbeschreibung des Bistums Portus 1018. Die weit-

läufige Begehung nennt das Hafenbecken des Trajanshafens (aus *lacus Traiani* wird nun *lacus Troiani*); nennt als Grenzmarken einige *cisternae antiquae* und die Stadt selbst, *civitas ipsa vetustissima*, abermals mit dem Trajanshafen, und, in der *civitate Constantiniana*, bei der bereits zerfallenden Peter- und Pauls-Kirche einige «antike Gewölbe (*crypte*), die dem Vieh der Kirche als Ställe dienen»; dann «ein Gebäude, das «Bad der Venus» genannt wird» (in solchen Urkunden immer ein unfehlbares Indiz für eine unverstandene römische Ruine), und so fort. Ein regelrechter Gang also durch die Ruinenlandschaft der Hafenstadt Portus fast 400 Jahre nach Ende des Hafenbetriebs.

Romantisch war das überwachsene Ruinengelände dennoch nicht. Längst hatte sich der verwertende Blick römischer Bauleute darauf gerichtet: Ostia ein Steinbruch, in dem man Steine nicht brechen mußte, sondern schon schön zugerichtet vorfand, in allen Größen und in allen Formen, so daß man sie nur zum Verladen an den vorbeiführenden Tiber schaffen mußte (oder gleich zur See exportierte, wie Ostia-Inschriften als Spolien im Dom von Pisa oder im Baptisterium von Florenz belegen). Angesichts solcher Auswahl konnte der Auftraggeber gewiß auch Vorgaben machen, etwa: «10 Säulen, aber bitte alle gleich dick und hoch», oder «das Stück muß möglichst viele Zierleisten übereinander haben, mindestens vier», usw. Man fuhr auch aus Rom an die Tibermündung *per cavar marmi ad Ostia*, suchte für päpstliche Bauvorhaben Säulen gleicher Größe, riß Portiken ein, meißelte aus Marmorblöcken Kanonenkugeln (*marmorariis pro octingentis lapidibus bumbardarum existentium in Ostia*, 1423), wie Rechnungen der Apostolischen Kammer zeigen.

Und die Beschaffung von Mörtel durch das Brennen von Marmor zu Kalk. Gleich neben den zu verwertenden Ruinen rauchten die Kalköfen, 1191 erstmals genannt. Bisher hat man in Ostia deren 19 festgestellt, vor allem in der Nähe von Tiber und Decumanus zu leichterem Abtransport, der ansehnlichste heute ist der in die Insula des Serapis eingebaute hohe Kalkofen mit seinen vom Feuer glasierten Wänden (Abb. 2 d). Hatten Kalköfen das Monument verzehrt, rückten sie vor das nächste. Und nicht nur kleingeschlagene Architekturstücke fanden sich im Innern unter den unverbrannten Resten,

auch schöne Skulpturen (denn was sollte das Mittelalter mit Venus, Artemis, Silvanus, Bacchus anfangen?), etwa die schönen Marmorköpfe von Trajan und Hadrian: Antike reduziert auf ihren bloßen Materialwert.

Vom Meer her war das Ruinengelände von Ostia wie von Portus gut zu erkennen für Schiffe, die in den Fiumicino oder in den Tiber einliefen. Ein Küstenhandbuch des 15. Jahrhunderts, der sogenannte Portolan des Cadamosto (der wie alle Portolane nicht nur die Schiffbarkeit, sondern auch die Erkennbarkeit eines Küstenpunktes angeben muß) erkennt den Fiumicino, *fixa [foce] piccola de Roma*, an einem landeinwärts gelegenen *edificio antiquo de gran muraglia* namens *la Troia de Roma*, dem Hafen der alten Römer, der ihnen, man denke, von Papst Gregor dem Großen zerstört worden sei.

Doch liefen die meisten Schiffe durch die Tibermündung ein. Der Tiber floß damals noch nah am Ruinengelände vorbei zum Kastell; erst bei einer Sturmflut 1537 wälzte sich der Tiber dann in sein heutiges Bett und schnitt die Flußschleife am Kastell ab: der alte Verlauf ist als flache grüne Geländerinne, «Fiume morto», zwischen Wiesen, Gemüsegärten, Bäumen noch zu erkennen. Dort am Kastell bei S. Aurea hatten die Schiffe bereits ihre für Rom bestimmte Fracht zu deklarieren. Wir kennen sie für einige Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts alle aus den römischen Zollregistern, jeden Tag mehrere Schiffe mit ihrer Ladung, und haben uns also vorzustellen, wie Schiffe jeden Typs dicht unter den Ruinen von Ostia vorbeizogen: Barken überquellend von Gemüse aus dem nahen Sperlonga; die schnelle, häufig genannte *saettia*; das größere, aber gerade noch flußgängige *navilio* aus Genua oder Palermo; selten eine Karavelle, dann aber beladen mit den Schätzen der portugiesischen Vorentdeckungen an der afrikanischen Westküste (Elefantenzähne, Affen, Papageien für höhere Kunden in Rom); vollbefrachtete Weinschiffe, denen die Fässer noch *socto la pupa* oder *a prua*, unter Heck oder Bug, hängen, wie eigens vermerkt wird. Ganze Waffenschiffe, Apfelsinenschiffe, Zuckerschiffe, und natürlich auch Schiffe mit *pellegrini*: Pilger schauen herüber. Auch vom Sturm mitgenommene Schiffe, ihre Fracht sichtlich *guasto*, verdorben. Und vielleicht wäre auch die *Niña* des Christoph Columbus hier vorbeigezo-

gen, denn wir wissen, daß sie zwischen zweiter und dritter Amerika-
fahrt gegen Columbus' Willen für eine Fahrt nach Rom verchartert
werden sollte.

Welchen Anblick diese Ruinenlandschaft in den langen Jahrhun-
derten zwischen Verödung und Ausgrabung bot (und heute bietet)
und wie man sich das Ensemble von Monument und Vegetation vor-
zustellen hat, ist auch für Ostia von jenem Zweig der Botanik unter-
sucht worden, der sich mit Ruinenflora befaßt. Zunächst einmal muß
man sich, da erst bei den Ausgrabungen gepflanzt, den schönen, über-
legt verteilten Bestand hoher Pinien wegdenken, der Ostia heute so
anziehend macht, weil er dem dunklen Rot römischer Ziegelwände
durch das dunkle Grün dichter Pinien einen malerischen Hinter-
grund gibt; wegdenken auch die zahlreichen – erst für die Trockenle-
gung eingeführten – Eukalyptusbäume. Man muß sich das Gelände
also kahler und weniger baumreich vorstellen als heute, und ebenso
skizzieren es auch die wenigen Maler, die vor den Grabungen nach
Ostia fanden, wie Johann Christian Reinhart 1810 oder Carl Blechen
1829; ebenso beschreiben es auch Reisende wie Karl Victor von Bon-
stetten 1802 («peu ou point d'arbres»). Hinzu kommt, daß die Vege-
tation noch im 19. und im frühen 20. Jahrhundert ohnehin weniger
üppig war als heute: eine Feststellung, die grüne Überzeugung nicht
wahrhaben will, die aber jedem Gewißheit ist, der mit frühen Gra-
bungsphotos umgeht.

In Ostias weitflächigem Gelände gibt es verschwenderisch all die
Bedingungen, die Ruinenflora hervorbringen und die uns die Bota-
nik benennt, typische Standorte und Pflanzenarten einander zuord-
nend: Was wächst an schattigen und was an besonnten Mauern? Was
wächst aus dem reichen Mörtel zerbröselnder Ziegelwände, und was
im Mikroklima dunkler feuchter Ruinengewölbe? Wo wachsen hier
Moose, Flechten, Farne? Ja man hat in den Ritzen von Marmorstufen
eine Pflanzenart festgestellt, die in Italien nur hier anzutreffen ist
(*Micromeria microphylla*) und von der die Botaniker darum annehmen,
daß sie mit dem Marmortransport in der Antike von Osten hierher-
gekommen sei. Ein schöner Anblick, wenn nun Efeu ein Gebälk her-
abwächst und sich, in seltsamer Verdoppelung, ein Blätterzweig in

den Blattstab der marmornen Zierleiste schmiegt. Zum alten und spontanen Bewuchs hier werden Steineiche, Pinie und Feige gerechnet; die Feige wird man überall in der Landschaft an antikem Gemäuer finden, schön, aber besonders zerstörerisch.

Was aus den grasüberzogenen Schutthügeln noch hoch hervorragte, waren etwa die roten Ziegelwände des Kapitolestempels, die oberen Stockwerke der Isola del Serapide und anderer mehrgeschossiger *insulae*, die massiven Pfeiler der Thermen an der Porta Marina und anderes, wie frühe Stiche zeigen. Das Theater hingegen war nicht so respektabel als Ruine, wie es heute wirkt, denn es wurde erst wieder von den Archäologen hoch aufgemauert. All das war vom Tiber her (hier galt der Wasserweg, kein Landweg) gut zu sehen. Die Tiberufer bebuschten sich wieder, seit der – noch für das 6. Jahrhundert bezeugte – Treidelverkehr nach Rom zum Erliegen kam.

Eine öde, düstere Stimmung legten über diese Landschaft die Salinen, die es an der Tibermündung immer schon gegeben hatte, die aber nun – weit und breit keine menschliche Siedlung mehr – mit ihren monotonen grauweißen Flächen das Landschaftsbild dominierten und nur kargen Bewuchs zuließen (ein Zeugenverhör von 1385 über strittige Rechte an den Salinen von Ostia im Kapitelsarchiv von St. Peter benennt das weite Geflecht der Becken und Gräben professionell nach Funktion und Dimension: *fossatum, filum, ganglia*). Spätere Reiseberichte sprechen betroffen vom Eindruck dieser trostlosen Öde, Galeerensträflinge verreckten malariaverseucht in den Gefängniskellern des vereinsamten Kastells.

In diese Einöde der Tibermündung *dove l'acqua di Tevere insala*, «wo das Tiberwasser salzig wird», setzte Dante den Eingang (zwar nicht in die Hölle, aber) ins Fegefeuer (Purg. II 100–105). Und da ihm der Hafen von Civitavecchia verwehrt war, mußte Papst Gregor XI. bei seiner Rückkehr im Januar 1377 ausgerechnet hier an Land gehen (*Tiberim introivimus, Ostiam ingressi fuimus*) – für einen solch historischen Schritt, wie es die Rückkehr des Papsttums aus Avignon tatsächlich war, eine seltsam triste Szenerie: Ostia als *civitas venerabilis nullius existentiae*, ein «ehrwürdiger Ort ohne Dasein».

Erzählende Quellen gibt es zu Ostia und Portus erst wieder, als im

15. Jahrhundert mit dem Humanismus antike Reste als solche berichtenswert werden. Poggio Bracciolini durchstreift mit Cosimo Medici im Frühjahr 1427 Ostia und Portus; auch Lorenzo il Magnifico läßt sich aus Ostia berichten und durch die römische Medici-Filiale lohnende Skulpturenfunde nach Florenz schicken, etwa eine *testa integra di naso et orecchi*. Und von solchen Köpfen, «vollständig noch mit Nase und Ohren dran», fand sich hier eine ganze Menge.

Das Ruinengelände von Ostia und Portus besuchten im 15. Jahrhundert sogar Päpste, da die Tibermündung mit den antiken Ruinen recht nah war und bequem mit dem Schiff zu erreichen, und sich ein Ausflug nach Ostia oder Portus leicht mit einer Einladung des amtierenden Titelkardinals arrangieren ließ. So besuchte Eugen IV. 1446 Ostia (*se mosse da palazzo per vedere alcuna cosa*); so machte Sixtus IV. im November 1483 mit drei Kardinälen (darunter natürlich der *Ostiensis* und der *Portuensis*, Giuliano della Rovere und Rodrigo Borgia, zwei künftige Päpste) eine dreitägige Exkursion nach Ostia und Portus, mit prächtigem Essen (*prandium vere plus quam pontificium*, «ein Essen mehr als päpstlich») und anschließendem Spaziergang zum Meer mit Besichtigung des antiken Leuchtturms von Porto (oder was seine humanistischen Begleiter damals dafür hielten).

Die schönste, ja die erste wirkliche Beschreibung dieser Ruinenlandschaft aber ist die, die Pius II. von seinem Besuch am 12.–14. Mai 1463 in seiner Autobiographie gibt (*Commentarii XI 19*). Man durchstreift das ausgedehnte Ruinenfeld zwischen herumliegenden Säulen und bemerkt, daß den Ziegelwänden des Kapitolestempels die Marmorverkleidung fehlt. Sogar die kleine mittelalterliche Nachfolgesiedlung (Gregoriopolis) wird in ihrer kümmerlichkeit beschrieben: die alte Bischofskirche verfallen, hier gebe es nur einige Fischer, die Behausungen seien teilweise direkt auf den antiken Aquädukt gebaut. Daneben nur ein von Martin V. für den Schiffszoll errichteter, schon wieder halb abgetragener Turm; die Fahrrinne des vorbeiführenden Tiber sei ohne Lotsen nicht auszumachen. Gleich angrenzend die weiten flachen Salzbecken der Salinen, durch die hindurch nach Rom zu kommen der antike Aquädukt nun als Brücke diene. Manchmal bilden Meer und Salinen eine einzige Fläche, *stagnum inflatum cum*

mari idem efficit corpus. In der Nacht rast ein Sturm über die weite Küstenebene und fegt die Zelte des Gefolges hinweg.

Dann mit der Barke hinüber nach Portus, wo schon der andere Titelnkardinal wartet, der zu diesem Anlaß «über den Ruinen der zerstörten Stadt Zelte und Laubhütten errichtet hatte». Auch hier wird uns die Ruinenlandschaft geschildert: die Reste von Stadttor, Stadtmauern, Tempeln. «In der Mitte war das Hafenbecken, das Trajan zugeschrieben wird und das die Leute statt trajanisch «trojanisch» nennen (*vulgo pro Traiano Troianum vocant*), mit Platz für viele Schiffe. Jetzt sieht es aus wie ein Tümpel voller Schlamm». Noch stünden an seinen Quais Säulen zum Vertäuen der Schiffe, dahinter die Reste riesiger Speichergebäude. Man bemerkte sogar, wie Flavio Biondo, auf herumliegenden Marmorblöcken die (aus Plinius bekannten) Gewichts- bzw. Lieferungsnummern. Dann Fragen, die die Archäologen noch heute stellen und nicht beantworten können: nach dem Leuchtturm, nach dem von Hieronymus genannten Pilgerhospiz des Pammachius. Das Gelände zwischen den beiden Tiberarmen von Ostia und Portus sei eine große Viehweide «so niedrig, als ob die Weiden weitergingen ohne daß man Wasser sieht»: das ist Ruinenlandschaft beschrieben mit Sinnen und Verstand.

Die letzten Bewohner von Ostia. Man sollte Epochen nicht einfach mit Handbuchdaten schließen, wie sie der Historiker mit seinem Wissen des Nachhinein setzt (das Römische Reich endend mit der Absetzung des letzten weströmischen Kaisers, Ostia mit dem letzten genannten Präfekten), sondern die Empfindungen der Menschen einbeziehen, für die diese Zeit Gegenwart war: Als die Menschen in Ostia eines Nachts das Feuer auf dem Leuchtturm von Ostia nicht mehr auflodern sahen, mögen sie geahnt haben, daß es nie wieder aufleuchten werde, und daß eine Zeit zu Ende gegangen sei.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de